

Hiekener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Hiekener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Reisner besaß eine Kraft der Selbstsuggestion, die freilich eine Schwäche war: er war imstande, sich jeder veränderten Lage, mochte diese auch noch so sehr zum Schlimmen anschlagen, nach kurzem Schrecken innerlich anzupassen und sich ihr zu fügen, auf welche Weise es ihm gelang, scheinbar Herr jeder Situation zu sein, während er doch in Wirklichkeit ihr blindester Sklave war.

In dem Augenblick, wo er seinen Fuß auf das Hamburger Pflaster setzte, tat er es als ein Kämpfer — wie er dachte —, als ein Mensch, der gesonnen war, sich zu wehren, ohne dabei erst den Angriff abzuwarten, als einer also, der durch seine Abwehr gleichsam den Kampf erst herausbeschwor und herausbeschwören wollte, — diesen Kampf, den er von vornherein als etwas Gegebenes und Selbstverständliches annahm.

Nicht im entferntesten kam ihm der Gedanke an die Möglichkeit, daß es vielleicht Menschen gab, die ihm die Schande seiner Strafe verziehen, und dieser Gedanke lag ihm deshalb so fern, weil er als ein Schwacher, der völlig im Bann der Dinge lag, diese Schande selbst noch nicht überwunden und sich verziehen hatte.

Hier in Hamburg, dachte er, trage ich mein Mal für alle Zeiten auf der Stirn.

Und dies erfüllte ihn mit einem ohnmächtigen Ingrimm, der sich mit Hochmut wappnete und der scheinbar Schläge ansteilte, wo er doch jederzeit bereit war, Schläge zu empfangen.

Er suchte vor allem den Mann auf, der ihn in seinem Prozeß verteidigt hatte, den Justizrat Doktor Eberhard Vorm, einen Bekannten seines verstorbenen Vaters, einen weißhaarigen Herrn, der in dem Ruße eines Sonderlings stand, weil er in einem sonderbaren Starrsinn alle und jede Gesellschaft mied und, von einer alten Wirtschasterin und einem ebenso alten Diener betreut, als einsamer Junggeselle in einer allen Besuchen unzugänglichen Villa in Harbestehude hauste.

Reisner, der die Absonderlichkeit des alten Herrn kannte, machte dennoch den Versuch, in seinem privaten Heim vorgelassen zu werden, und er gab dem Diener, der ihn am Gartentor abfertigen wollte, seine Karte mit den Worten: „Melden Sie mich nur: der Herr Justizrat wünscht mich zu sprechen!“

In der Tat lehnte der Diener gleich darauf zurück und meldete: „Der Herr Justizrat läßt bitten!“

Reisner fand den alten Herrn in einem tiefen Klüßel sitzen, der seine hageren Gliedmaßen gleichsam ver-

Während Reisner ein paar Worte der Begrüßung stammelte, machte der Justizrat eine Bewegung mit seiner knöchernen Rechten, als bitte er um Entschuldigung, daß er sich nicht erhebe.

Auf einen Stuhl zeigend, sagte er kurz und nüchtern: „Da sind Sie ja. Es freut mich. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Dieser absonderliche Empfang, dessen er sich gerade hier nicht versehen hatte, machte Reisner stutzig. Fast ohne es zu wollen, nahm er eine Kampfstellung an. „Ich komme nicht als entlassener Sträfling,“ sagte er höhnisch, „ich komme, weil ich Geschäfte mit Ihnen abzuwickeln habe. Sagen Sie es mir ruhig, wenn es Ihnen nicht paßt.“

Der Justizrat wiegte den Kopf. „Eigentlich kommt mir in meiner Privatwohnung jeder ungelegen, besonders dann, wenn er Geschäfte zu haben vorgibt.“

„Es war mir peinlich, Sie in Ihrem Bureau aufzusuchen,“ murmelte Reisner.

„Nun, o, o,“ rief der Justizrat aus, „wenn Ihnen das peinlich war, dann kommen Sie doch als entlassener Sträfling!“

Reisner wurde rot. Zorn und Scham nahmen ihm die Stimme. „Nun, so gehe ich wieder,“ sagte er rauh.

Der Justizrat sah ihn mit einem unbeschreiblichen Lächeln an und machte ihm ein befehlendes Zeichen. „Bleiben Sie,“ forderte er ihn auf, „Es ist unbedingt nötig, daß Sie bleiben!“

„Warum?“

„Weil es nötig ist. Weil Sie gerade jetzt jemanden brauchen, der Ihnen das sagt, was Sie erfahren müssen. Und der es Ihnen so sagt, daß Sie es verstehen.“

Er hatte sich erhoben und zwang den Unschlüssigen auf einen Stuhl nieder. Er bot ihm eine Zigarre an und versöhnte ihn halbwegs wieder, indem er ihm mit einigen Scherzworten Feuer gab. „Gestehen Sie es doch,“ drang er noch halb scherzhaft auf ihn ein, „daß Sie voller Haß sind. Wie?“

Reisner sah schweigend zur Seite.

„Aber voller Haß, der kein Ziel hat. Oder doch eines, das absurd ist. Denn Sie hassen die ganze Welt.“

„Durchaus nicht,“ warf Reisner widerwillig ein.

„Nicht die ganze Welt? Also wen? Wen hassen Sie?“

„Aber der andere schweig.“

„Also doch: die ganze Welt! Ich weiß es. Sie sind nicht der erste, der aus dem Gefängnis kommt und dem ich das sage. Aber Sie sind ein Besonderer, denn Sie sind reich und haben die Mittel, Ihren Haß in die Tat umzusetzen. Und das wäre vielleicht bedauerlich. Bedauerlich für die Menschen und noch bedauerlicher für Sie!“

„Sie täuschen sich,“ sagte Reisner spöttisch, „ich will nicht kämpfen. Ich hasse die Menschen nicht, sie interessieren mich nicht einmal. Ich will nur meine Ruhe. Sonst nichts.“

„Ja, das glaubten Sie! Das glaubten Sie die erste Stunde, als Sie aus dem Gefängnis ins Freie traten und

der Gedanke an die plöbliche Freiheit Sie berauschte... Diese erste Stunde! Diese Dankbarkeit! Diese Liebe, die zunächst auch gar kein Ziel hat und die sich doch in blinden Haß verwandelt, bei dem ersten hämischen Blick, der zwin-kernd zu dem Entlassenen sagt: Ja, dich, — dich kenne ich!"

Der Justizrat sah Reisner scharf an. „Es ist immer daselbe. Ich kenne das. Sie sind nicht der erste!"

Reisner kreuzte die Beine übereinander und maß den Justizrat mit schadenfroher Erwartung. „Nun gut, wenn Sie das alles wissen: was raten Sie mir?"

Der Justizrat kniff die Augenlider zusammen, strich sich die glattrasierten faltigen Wangen und sagte: „Ich kann Ihnen zweierlei raten, etwas Gutes und etwas weniger Gutes. Der Rat, den Sie weniger ernst nehmen sollen, lautet: Verreisen Sie! Verlassen Sie die Stadt! Für immer oder für eine lange Zeit! In der Fremde werden Sie den sein, der Sie sein wollen!"

„Und Ihr zweiter Rat?"

„Mein zweiter Rat, den Sie nur befolgen sollen, wenn Sie sich stark genug dazu fühlen, lautet: Bleiben Sie da! Bleiben Sie da und fürchten Sie sich nicht! Denn die Gesellschaft verachtet Sie nur so lange, bis sie sieht, daß Sie sie selber verachten!"

Der Justizrat beschrieb mit den Händen einen Kreis, der die Abgeschlossenheit seiner vier Wände andeutete. „Sehen Sie mich an," fuhr er fort. „Seit einem Menschenalter lebe ich zwischen diesen vier Wänden und gestatte niemandem, der mir nicht paßt, hier einzutreten. Schaffen Sie sich einen gleichen Raum. Einen Raum, den zu betreten niemand das Recht hat. Was geschehen ist, ist geschehen, es liegt hinter Ihnen und Sie müssen fertig damit sein. Nun beginnen Sie ein neues Leben. Da es andere Voraussetzungen hat, darf es dem alten nicht gleichen. Sie sind ein neuer Mensch, Sie müssen es sein! Sie müssen sich neue Beziehungen suchen. Sie werden sie auch finden. Wenn Ihre Augen streng nach vorwärts gerichtet bleiben, dann werden Sie das, was hinter Ihnen liegt, nicht mehr sehen. Die Vergangenheit wird ausgelöscht sein, und die Zukunft wird das werden, was Sie aus ihr machen!"

„Kann man das?" fragte Reisner zweifelnd.

„Ob Sie es können, weiß ich nicht," antwortete der Justizrat. „Ich habe es gekonnt."

„Sie?"

„Ja! Und wenn mein Fall auch äußerlich mit dem Ihrigen keine Ähnlichkeit hat, so war er ihm innerlich doch um so verwandter."

„Das... das müßten Sie mir beweisen," stammelte Reisner unbeherrscht, mit der Gier eines Menschen, der, im Begriffe zu ertrinken, sich an einen Strohhalm klammert.

Der Justizrat versank noch tiefer in seinem Klubsessel und schwieg zunächst.

Dann überfiel er den anderen plötzlich mit der Frage: „Was ist nach Ihrer Meinung schlimmer: von der ganzen Welt oder von einem einzelnen Menschen verraten zu werden?"

„Wie?" fragte Reisner.

„Nun," fuhr der Justizrat, indem er die Frage überhörte, rasch fort, „Ihr Fall liegt so, daß Sie sich von der ganzen Welt verraten glauben. Jeder einzelne Mensch, glauben Sie, ist Ihr Feind... Ich frage aber: kennen Sie nur einen Menschen, von dem Sie mit Bestimmtheit wissen, daß er Ihr Feind ist?"

„Nein," gab Reisner nach einer Weile zu.

„Und umgekehrt: kennen Sie einen Menschen, von dem Sie mit Bestimmtheit wissen, daß er Ihr Freund ist, — Ihr wirklicher Freund?"

„Einen weiß ich," sagte Reisner langsam, „einen, — ja!"

Die knöchernen Hände des Alten krampften sich zu spitzigen Klauen zusammen. „Einen? Gut. Und glauben Sie an seine Freundschaft?"

„Ja, ich glaube daran."

„Fest?"

„Fest. Ganz fest."

Der Justizrat lachte. In seinem Bachen war ein un-schöner, bleichener Ton. „Und wenn dieser Freund... dieser eine... dieser einzige Freund — Sie doch eines Tages verriet?"

Die Frage war mit mühsam verhaltenem Mut hervor-gestoßen worden. Sie klang in einem heiseren Schrei aus,

und dieser Schrei blieb in einem langen und schwollenen Schweigen stecken.

Reisner streckte ein wenig den Kopf vor, um den Alten zu betrachten. Dessen Kopf war zur Seite gesunken und lag bleich und schlaff auf dem braunen Leder des Klubsessels. Die Lider waren wachsern und greisenhaft schwer über die Augen gefallen.

„Es ist dumm," fuhr der Alte nach einer Pause der Er-schöpfung müde fort, „zu glauben, daß man zu seinem Glück und um leben zu können, die Menschen nötig habe. Ich brauchte volle zweiunddreißig Jahre, um einzusehen, daß das dumm ist. Genau so lange war ich ein Narr, der ge-wisse Dinge, die nicht wichtig sind, für äußerst wichtig hielt. Der, wie so viele andere, glaube, ohne eine bestimmte Frau nicht leben zu können... Oder ist Ihnen nicht bekannt, daß ich einmal verheiratet war?"

„Nein," sagte Reisner bestürzt.

„Ich war es. Ich war es genau ein halbes Jahr. Nicht länger. Denn im siebenten Monat meiner Ehe stellte es sich heraus, daß..."

Der Justizrat lachte trocken und ließ den Satz unvoll-endet. Es kam mit einem Male Leben in ihn, das von alten Erinnerungen geweckt schien. Seine Augen funkelten leb-haft und lustig. „Nun," ergänzte er heiter, „es war mein Freund. Der, auf den ich jeden Einsatz gesetzt hätte. Gerade der... Nun, und ich bin doch alt geworden, alt und glück-lich, glücklicher, als ich es in der ersten Hälfte meines Lebens war! Und ich bin es geworden, weil ich nicht mehr der Narr war, mein Leben von dem Dasein eines anderen abhängig zu machen. Weil ich hinter die Empfindsamkeit meiner Jugend einen Strich gesetzt und es gelernt hatte, kalt und nüchtern meinen eigenen Weg zu gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Martini (11. November).

Edmund Gallus.

St. Martin, der gewaltige Heilige, dessen Fest- und Namens-tag der 11. November ist, und der in zahlreichen Volkssitten, die mit seinem Namen verbunden sind, in allen deutschen Ländern hochgefeiert wird, war zitiert 316 in Steinamanger in Bannonten, dem heutigen Ungarn geboren. Schon in jungen Jahren bekannte er sich zum christlichen Glauben, weshalb er mit seinem Vater in Feindschaft kam, welcher ihn zwang, im römischen Heer Dienste zu leisten, weil er glaubte, daß auf diese Weise sich das Herz seines Sohnes den alten Göttern wieder zuwenden würde. So diente denn Martinus als Centurio in dem in Gallien stationierten Heere des Julianus, des Apostaten, des bekannten letzten kaisersfeindlichen römischen Kaisers. In der christlichen Kunst wird daher der Heilige nicht als frommer Bischof, der er später wurde, dargestellt, sondern als Kriegermann hoch zu Ross und daher in katholischen Ländern auch als Schutzpatron der Soldaten verehrt. Nach mancherlei Reisen und wunderbaren Begebenheiten wurde Martinus, des Kriegeslebens müde, endlich im 375 Bischof zu Tours, wo er im Jahre 400 starb, hoch in Ehren und groß an Ruhm.

Wie vielfach nach Einführung des Christentums in Deutschland Gebräude, welche der Verehrung der altgermanischen Götter dien-ten, auf die Heiligen der neuen Lehre übergingen, so war dies auch bei dem heiligen Martin der Fall. So gingen beispielsweise manche Gebräude der Wotanmythe außer auf Christus und Petrus auch auf St. Martin über, und wie einstens Wotan auf weißem Rosse und in weitem Mantel durch die Lüfte fuhr, so reitet nun St. Mar-tin auf einem schweben Schimmel am Martinstage durch alle Gauen. Wenn es in Schlesien um Martini schneit, so heißt es daher, daß „Martin" auf seinem Schimmel geritten komme. Wahrscheinlich ist auch die Martinsgans, die an Martini verpeißt wird, aus früher-ten Wotansopfern hervorgegangen, die an den alten, dem Wotan um diese Zeit geweihten Herbstankesfesten dargebracht wurden. Zu Sursee im Canton Luzern befestigte man sich ehemals am Martins-tage mit dem sogenannten „Gans-abe-hau", wobei die Teilnehmer mit verbundenen Augen verjudent, eine an einem Seil aufgehängte Martinsgans abzuschneiden. Aus Horn und Färbung des breiten Brustbeines der Martinsgans will man auch auf die Witterung des kommenden Winters schließen. „Sonst," so meldet ein alter Schriftsteller, „wollen auch einige und insonderheit die Bauern aus dem Hissus oder dem Brustbein einer gebratenen Gans am Martinsabend erkennen, ob ein kalter Winter einfallen werde oder nicht. Wenn es durchscheinend ist, so sagen sie von seiner (des Winters) Schärfe; ist es aber dunkel, so soll ein unbeständiger Winter werden, oder noch deutlicher, das Braune am Brustbein soll Kälte, das Weiße aber Schnee bedeuten, „dody", wovon der Bericht-statter, „wird solche Rutmahung nur denen einflüchtigen Leuten und einem dergleichen Bauernstande überlassen." Früher opferte man dem heiligen Martin auch Gänse und Säuer zur Selbigen vor Baardgrimmern und Bräcken. Dasselbe geschieht in Böhmen noch jetzt bei Hochzeiten. Ein schwarzer Hahn wird unter Muff und

Gefang an einen Baum gebunden, und man ruft der Hochzeits-
 reber: „Gute, Gute, wir enthaften den schwarzen Hahn unseres
 Knechtes, des Dahnes Martin, mit seinem Blute besiegeln wir
 uns weihen wir diesen Saft.“ So gibt denn der heilige Martin auch
 als Schutzpatron des Gellages und insbesondere der Gänse, obwohl
 diese eigentlich wenig Grund hätten, einen Heiligen als solchen
 anzuerkennen, dessen Gedanktag so vielen von ihnen den Tod bringt.
 Auf den mit der alten Volkersreue verbundenen Pferdebesitz
 geht wohl auch die pfälzische Sitte zurück, am Martinstage die
 Pferde dreimal um eine Martinskapelle zu führen und sie vom
 Priester segnen zu lassen.

Ebenso weisen die Martinsfeuer, die am Rhein an Martini
 abgebrannt werden, auf die alten Erntedankfeste zurück, und gleicher-
 weise auch die Trinkselbst, welche früher an diesem Tage ver-
 anstaltet wurden.

Seit alters her ist Martini auch Freitag. Aus dem Oberwallis
 wird darüber eine hübsche Sage erzählt: „In Bivv lebte vor 1222
 auf der Hallsburg bei der Burgkirche die Gräfin Mandrati.
 In dem Turm ihrer Burg hing eine Glode aus lauter Silber.
 So weit ihr heller Schall gehört wurde, mühten die Bewohner der
 Umgebung einen Tribut einzurichten. Die Bewohner von Eggen, eine
 halbe Stunde oberhalb Eggerberg, waren verpflichtet, jährlich
 zu Martini eine schwarze Kuh mit roten Ohren und eine rote Kuh
 mit schwarzen Ohren nach Bivv in die Hallsburg abzuliefern.
 Das gab nun alle Jahre ein peinliches Suchen, und zuletzt war
 eine solche Kuh gar nicht mehr aufzubringen. Die Gräfin aber
 bestand auf ihrem vermeintlichen Rechte. Das verdroß die Eggenier,
 und sie beschloßen, ihre Häuser niederzureißen und sie hinter der
 Erde weit hinten gegen das Valtischiedertal wieder aufzubauen. Dort,
 abgeschieden von der Welt, wurde das silberne Glöcklein nicht mehr
 gehört, ja, nicht einmal die große Glode von Bivv. Die Gräfin
 mochte nun die Silberglode läuten, so lange sie wollte, keine Kuh
 wanderte mehr von Eggen in die Hallsburg.“ (Fr. Vogger.) —
 Die Solothurner Nordnacht (1382), welche gottesdämonisch durch
 einen getreuen Bürger verraten wurde, fiel just auf den St. Mar-
 tintag. Zum ewigen Gedenken an diese Begebenheit beschloß der
 Rat der Stadt, an jedem Martinstage aus dem Zehntkorn Weizen
 zu backen und sie an die Bürger zu verteilen.

St. Martin ist auch Schutzpatron der Städte Mainz und
 Würzburg.

Nach als Wetterprophetie wird im Volke der Martinstag
 herangezogen. „Wenn's vor Martini geirrt, daß's Is e Gans
 treit, so isch der Winter verfrore“, heißt's im Solothurnischen, und
 „Schneit's vor Martini über de Röh, so isch der halb Winter vorbi“
 im Aarnton Jülich. — „Bringt Allerheiligen einen Winter, so
 bringt Martini einen Sommer.“ — „An Marthni Sonnenstein,
 tritt ein kalter Winter ein.“ — Oder, ähnlich wie im Solothurni-
 schen: „Wenn um Martini die Gänse auf dem Eise gehen, so
 müßent sie oft um Weihnachten in dem Kote stehen.“ — Kommt
 St. Martini mit Winterkält, isch's gut, wenn bald Schnee einfällt;
 man hat ihn lieber dörre als naß, so hält sich's auch mit Andreas.“
 — „Wenn um Martini Nebel sind, so wird der Winter meist gefind;
 hat Martini aber weihen Bart, dann wird der Winter lang und
 hart.“

Das tödliche Lachen.

Tagebuchblätter eines Krankenpflegers.

Von Martin Noehl.

(Nachdruck verboten.)

Sie sollen nicht immer sagen, daß ich im Fieber gewesen bin
 und Dinge gesehen habe, die es nicht gibt. Sie glauben das ja
 selbst nicht und wollen mich nur beruhigen. Aber ich bin ganz ruhig,
 trotzdem es mit meinen Nerven nicht gut bestellt ist, und schließlich
 glaube ich, der ich ein leidlich gebildeter Mensch zu sein glaube,
 doch nicht an Aberglauben und wilden Spuk. Ich will mir aber
 doch aufzeichnen, was sich in der letzten Nacht bezog, weil selbst
 in dieser Zeit des Grauens etwas seltsam Scheinendes darin liegt,
 wie, wenn Vorhänge vor großen Rätseln sich dunkel bewegen. —
 Am vorletzten Abend gab es in unserm Seuchenlazarett un-
 gewöhnlich viel zu tun. In langer Reihe hielten die kleinen Panze-
 wagen auf dem stumpfen Platz vor der Einfahrt. Sie brachten
 Ruhrkranke, fast durchweg gelangene Russen. Wir luden sie ab und
 trugen sie vorsichtig hinaus in den Saal, wilde, elende Gestalten,
 blödsinnig taucht im ungewissen Licht der Oslaterne ein alter gebil-
 deter Jude auf; ein schmiegiger Mann schlotterte und wechte im
 leuchten Wind um seine dürrigen Glieder. Er hielt einen Kasten mit
 kleinen Waren am Tragband und fingerte zitternd darin herum.
 Jedesmal oben, wenn ein Kranter Kusse vorübergetragen wurde,
 sah er auf, und sein welles Gesicht, das plötzlich uralte schien, straffte
 sich zu einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hie, Freude und
 immerhin erhabenem Hohn. Sein spärlicher Biogenbart erschien
 wie angelebt. Als der letzte Kranke hereingetragen war, wollte
 er mit ins Haus schlüpfen, aber der Sanitätsunteroffizier fuhr
 ihn an, ob er sich denn die Krankheit holen wolle, er solle machen,
 daß er vom Hof komme. Da ging er denn. Aber, als er eben im
 Dunkel verschwand, dunkelte es mich, daß er sich aufrichtete und viel
 größer wurde als vorher. Ich vergaß das alles bald, als es Nacht
 wurde, und ich im kleinen Saal die Wache bekam. Darin lagen neun

schwerkranke Kosaken, und ich hatte bald Vollauf zu tun, denn sie
 siebten alle und wollten mit Gewalt fort, wenn sie sich nicht ge-
 rade an imwendigem Feuer krümmten. Die Luft war sehr jäst, und
 die morschen Fenster durfte man nicht zu öffnen wagen.

Eben hatte ich einen riesigen Sergeanten mit vieler Anstren-
 gung wieder ins Bett gebracht und mich totmüde auf einen Stuhl
 gesetzt, als es an der Tür schleifte und schurzte, und als ich mich
 umsah, kam der alte Jude langsam herein. Ich war so übermüdet,
 daß ich ruhig sitzen blieb und ihn anstarrte. Der Alte hatte den
 Kasten nicht mehr. Er griff mit den langen Fingern in die Luft
 und murmelte unverständliche Worte in den zitternden Bart. Dann
 trat er an die Betten heran und fing laut und immer lauter in
 seltsamem Ton zu singen an, während er bisweilen forschende Blicke
 auf die Kranken warf. Buerst hatten sie ihn nicht alle beachtet, nur
 aber richteten sie sich auf und sahen ihn an, mit einem Ausdruck
 fassungslosen Grauens, daß es selbst mir, der ich doch manches
 gesehen habe, schneidend durchs Herz ging. Und da, als er noch
 stand, die dürrten Hände ausstreckend und mit unmagbarem Hohn sich
 aufrichtend, raffte ich mich auf und rief ihn an. Er aber reckte
 sich, Lippen, Augen, Bart schienen zu schmelzen vor einer inneren
 Glut, und er lachte laut, daß es wie ein wildes Surren die Wände
 entlang fuhr.

Da bin ich zurückgetaumelt und weiß nichts mehr.

Die Schwestern von nebenan erzählte, sie habe ein Stöhnen und
 Fallen gehört, sei hereingekommen und habe mich am Boden liegend
 gefunden. Von dem Alten hat niemand sonst etwas gesehen.

Die neun Kosaken aber waren am Morgen tot.

Ihren Blick jedoch diesen stieren, jammervollen Blick werde
 ich nicht vergessen. — Dämmerte diesen stummen Hirnen grauen-
 haft beladene Erinnerung und namenlose Schuld?

Tod, mag es sich mit diesen Zusammenhängen verhalten, wie
 es will, für mich liegt etwas Rätselhaftes darin und eine Erniedri-
 gung des Menschentums, die grauen macht.

Vermischtes.

* **Marzipää oder Martinsfest** bei den Esten. Aus
 der Zeit meines estländischen Aufenthaltes, so schreibt uns ein Mit-
 arbeiter, erinnere ich mich einer eigenartigen Martinsfeier, die
 unter Marzipää bekannt ist und das estnische Volk wie bei einem
 großen Volksfest belüftet. Am Abend des 10. November ma-
 chieren sich Männer, Frauen und Kinder wie bei uns zu Fastnacht.
 In oft frunvoll und witzig zusammengestellten Gruppen ziehen sie
 durchs Stadchen vor die Türen ihrer Bekannten. Dort legen sie
 ein Sprüchlein auf, das oft eine humorvolle Anspielung auf den
 Hausherrn oder die Hausfrau bedeutet, um dafür mit Nüssen,
 Nüssen und Ledereien oder auch mit kleiner Münze beschenkt zu
 werden. Eine Wiederholung findet vierzehn Tage später, am Katha-
 rinentage, statt, nur ist man dann in der Maschierung einfacher. Auf
 dem Lande feiern namentlich die estnischen Diensthöten ihren Marzi-
 pää mit Schmaus und Maschere. Die Herrschaft bewilligt ihnen
 an diesem Tage besondere Freiheiten. Die Maskierten ziehen auch
 auf die Nachbardörfer zu den Bauern, die das lustige Martinsvöl-
 chen bereits erwarten. Der Bauer sitzt rein gebürtet auf der Ofen-
 bank, die Bäuerin im Kreise der zappelnden Kinderchar wartet in
 weiß gelesener Haube an den Fenstern. Mit Klingelzeichen nähern
 sich die Martinskautchen. Der erste unter ihnen scharrt vor der Tür
 und singt durch die Türspalte sein Verslein:

„Lasset ein die Martinsbettler,
 Kälte rötet ihre Nägel,
 Kalt erstarren ihre Hände,
 Lasset ein die Martinsbettler.“

Der erste Haufen darf einreten, um mit Speise und Koffa,
 das ist Tabak, bewirtet zu werden. Darauf tritt Vater Martini
 mit Frau und Kindern ins Zimmer. Er hat sich den umgekehrten
 Pelz angezogen, seine Frau entpuppt sich als Knecht, der lustig an
 der Kuchel zu spinnen versucht. Nun häuft und lärmt die Gesell-
 schaft durchs Zimmer, schwerkelt Hausadeln und stuhlet im Ueber-
 mut dem Hausherrn oder seinem Weibe nicht selten die Kleidung
 an. Mit Getreide, Mehl, Zucker oder Wolle beschenkt, zieht die
 Schar endlich ab, um anderen Orts den Spaß zu wiederholen. Hier
 bei singen sie ein Lied:

„Wir danken der Gesundemitter,
 Wir danken dem Gesundwater,
 Wir wünschen ihnen alles Gute,
 Große Herden, reiche Felder,
 Langes Linnen, dicke Wolle,
 An die Krippe einen Densch!
 Und der Kuh die beste Weide.“

Ihre Beute ist meist so spärlich, daß sie gemeinsam drei Tage
 jubelnd davon zehren können.

* **War Goethe ein Frauenkenner?** Dies scheint eine
 Frage zu sein, deren Antwort als selbstverständlich gegeben ist. Na-
 türlich war Goethe ein Frauenkenner! Aber da gibt es doch
 mancherlei, was dagegen spricht. Es ist bezeichnend, daß Goethe
 selbst gesteht, auf Lotte Buff, deren künstlerisches Bild er mit aller
 Tiefe und erschütternder Wahrheit gezeichnet hat, niemals „acht
 geschaut zu haben“ — dazu habe er sie zu sehr geliebt. Daß er sich
 dann in den Altersjahren Ottilie von Pogorelich zur Schwiegermutter
 wählte, scheint doch einen merkwürdigen Mangel an psychologischem

